Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 32 (1980)

Heft: 6

Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Frauen porträtieren Frauen

Zur Sendereihe des Fernsehens DRS: «Frauen im Alltag»

Das Fernsehen DRS hat zu dieser Serie keine Pressevorführung veranstaltet. Wir, Brigitt Baumeler, Eva Christen, Matthias Loretan, Peter Müller und Regina Schmid, zum Teil professionelle Kritiker des Fernsehprogrammes, zum Teil nur sporadisch Zuschauende, haben die Sendungen auf Videokassetten direkt bei der Redaktion bestellt und sie in der Gruppe zu Hause angeschaut. Die professionellen Kritisierenden erfuhren die gemeinsame Analyse als eine Alternative zur unfruchtbaren Konkurrenz unter Fernsehkritikern, die bei den Pressekonferenzen eine echte Verständigung in der Regel verhindert. – Die sechsteilige Fernsehserie «Frauen im Alltag» wurde im Zeitraum vom 7. Januar bis 31. März vierzehntäglich jeweils am Montag um 19.00 Uhr ausgestrahlt.

Das schiefe Bild der Frau am Fernsehen

Noch bis anfangs der siebziger Jahre war innerhalb der Fernsehkritik die Interpretation häufig anzutreffen, nach der die Massenmedien wie in einem Spiegel jenes Bild der Frau wiedergeben, welches die Gesellschaft darbietet. Die Revolution der Leitbilder wurde als illusorisch zurückgewiesen. Sowie die Frauen und ihre Stellung in der Öffentlichkeit sich ändern, so werde sich auch das Bild der Frau in den Massenmedien ändern. Die Massenmedien seien aber nicht ein Mittel der Volks- und Frauenpädagogik. Eine Gesellschaft habe die Medien, die sie verdiene.
Mitte der siebziger Jahre wurde diese These einer etwas platten Wiederspiegelung zweimal stark in Frage gestellt: 1974 war es der UNO-Bericht zum Thema «Die Massenmedien und die Rolle der Frau in der heutigen Gesellschaft», der sich im Satz zusammenfassen lässt: Massenmedien und Informationsorgane weisen inbezug auf die Darstellung der Rolle der Frau einen Rückstand gegenüber den eingetretenen sozialen Veränderungen auf. 1975 erschien die vom Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit als Beitrag zum Internationalen Jahr der Frau in Auftrag gegebene Studie «Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen». Die «Küchenhoff-Studie» – nach dem Namen des Projektleiters so benannt – lässt sich unter dem lapidaren und eingängigen Titel zusammenfassen: Die Männer handeln, die Frauen kommen vor.
Neben dem allgemeinen Untersuchungsergebnis, dass Frauen auf den bundesdeutschen Bildschirmen erheblich weniger vorkommen, stellt die Studie zum Bild der Frau fest: 1) Das traditionelle Leitbild von der Frau als Hausfrau und Mutter tritt zugunsten der unabhängigen, ledigen, jungen und schönen Frau zurück. Aber auch dieses scheinbar modernisierte Leitbild der Frau bleibt in den Partnerbeziehungen auf den zu erobernden Mann ausgerichtet und mündet in der Hausfrauenehe. Für das erst an zweiter Stelle zu nennende Leitbild von der Hausfrau und Mutter war auffallend, dass bei fast 70 Prozent der untersuchten Rollen konkrete Hausarbeit nie gezeigt wurde. Das Leitbild der Hausfrau fördert das Fernsehen weniger durch direkte Darstellung, als dass es dieses als problemlos und selbstverständlich akzeptiert. 2) Charakteristisch ist die mangelnde Thematisierung der Berufstätigkeit und das Weglassen von Problemen der Frauenarbeit und der Doppelbelastung. Obwohl die Erwerbstätigkeit der Frauen in Spielhandlungen knapp 40 Prozent ausmacht, spielt der Beruf in der Hälfte der Fälle keine besondere Rolle, sondern erklärt nur den Lebensstil und die gesellschaftliche Umgebung der Frauen. 3) Die auf deutschen Bildschirmen vorkommenden Frauen gehören der Mittelschicht, mit

Beispiel schwesterlicher Solidarität: Albertine Nussbaumer in «Ich habe schwere Zeiten gehabt» von Annette Frei und Sylvia Kubli.

Tendenz zur oberen Mittelschicht an. In Spielhandlungen führt die Frau deshalb ein relativ sorgloses Leben, das durch materielle und zeitliche Einschränkungen kaum getrübt ist.
Das (falsche) Bestreben auch des öffentlich-rechtlichen Fernsehens, möglichst viele Zuschauer vor den Bildschirmen zu versammeln, lässt die Produzenten von Medienkommunikaten die verbreitetsten Meinungen und gängigsten Klischees übernehmen. Die Sendungen werden zu Waren, deren Ausgeglättetheit und Bewusstlosigkeit statistisch zwar nicht falsch, sozialethisch jedoch höchst problematisch sind. Die platte Wiederspiegelungstheorie in der Fernsehkritik rechtfertigt hier bloss den geschliffenen Warencharakter der Sendungen. Trotz unserer Kontrasterfahrungen und trotz den Brüchen in der gesellschaftlich geläufigsten Rolleninterpretation der Geschlechter verstärken die Fernsehprodukte mit tumber Selbstverständlichkeit verbreitete, aber fragwürdig gewordene Handlungsmuster und lassen sie als naturgegeben erscheinen. Wer sich damit gegen sie auflehnt, wer nach innovativen und emanzipatorischen Lösungen sucht – und es sind heute deren viele! –, findet in den Fernsehprogrammen wenig Unterstützung.

«Frauen im Alltag» – ein Lichtblick

Nun, Ausnahmen – Alibiübungen? – hat es auch im Fernsehen DRS immer schon gegeben. Zwar wurde 1977 das vorwiegend Frauenthemen gewidmete «Magazin privat» mit der Begründung abgeschafft, dass man Frauenfragen nicht mehr in speziellen, von Männern ignorierten und in ungünstige Randstunden verbannte «Programmghettos» behandeln möchte. Dieser an sich plausiblen Begründung wurde von einem Teil der Zuschauenden das Argument entgegengehalten: Solange die

Frauen im öffentlichen Leben und damit auch am Bildschirm noch untervertreten seien, solange rechtfertige sich auch der Wunsch nach einer zusätzlichen, regelmässigen und spezifisch für die Frauen zugeschnittenen Sendung, die nicht durch Rücksichten auf ein breiteres Publikum verwässert werden müsste.
Neben dieser Kontroverse gab es Fernsehschaffende, die sich redlich bemühten, ein adäquateres Bild der Rollen von Frau und Mann zu zeichnen; erinnert sei hier etwa an die fünf Fernsehspiele zum Jahr der Frau; an die Produktionen des ehemaligen Ressorts Sozialfragen, die Ellen Steiner und Christian Senn zu den Themen «Hausfrau» und «Gleichberechtigung von Mann und Frau» herstellten; an die Telearena «Hausfrau-Berufsfrau»; an die Serie «Menschen im Alltag».
Ein entscheidendes Experiment in Richtung einer gemässeren Darstellung der Rolle der Frau stellt die Sendereihe «Frauen im Alltag» dar, die vom Ressort Gesellschaft und Religion produziert wurde. Die Reihe entstand aus der Serie «Menschen im Alltag» (vgl. ZOOM-FB 21/78), in welcher anhand von zehn Dokumentarporträts gezeigt wurde, welche Bedeutung die Arbeit und der Beruf für das Leben und das Selbstverständnis eines Menschen haben können. Die Serie, die bereits drei Frauenporträts enthielt, liess mit ihrer induktiven Gesellschaftskritik die Benachteiligung der Frau im Beruf erfahrbar und damit auch einsehbar werden. Der verantwortliche Redaktor, André Picard, zog daraus die Konsequenz und liess die Reihe mit sechs Porträts über berufstätige Frauen fortführen. Die Aufträge zur Realisierung dieser Filme wurden – wie schon bei den drei Frauenporträts der Serie «Menschen im Alltag» – ausschliesslich an Frauen vergeben. Im Unterschied zur ersten Reihe wollten die Realisatorinnen aber nicht einfach individuelle Auftragsempfänger bleiben, sondern schlossen sich mit dem Redaktor zu einer Gruppe zusammen, in der über die Stellung der Frau im Berufsleben, über die Konzeption der Reihe und über die Auswahl der Porträtierten diskutiert wurde.

Das Verhältnis der Frauen vor und hinter der Kamera

Beim Vergleich der beiden Serien und zum Teil auch bei der Gegenüberstellung der Frauenporträts und der Männerporträts fällt auf, dass das Verhältnis von den Porträtierenden zu den Porträtierten je ein anderes ist. Bei den Männern ist der Zugang zu den Personen eher kritisch, zum Teil distanziert, oft sogar skeptisch (zum Beispiel: das Porträt des Unternehmers, das des Gemüsehändlers und seiner Frau, das des Versicherungsinspektors); immer bleibt die Darstellung zwar fair, sie versucht, das Handeln, die Gestalt des Porträtierten auf dem Hintergrund seines gesellschaftlichen Lebenszusammenhanges (zum Beispiel Beruf, Arbeitsverhältnis) und seiner Biographie verstehbar zu machen. Die Interpretation des Autors und das Selbstverständnis des Porträtierten sind aber je nach Film sehr verschieden. In der dramaturgischen Form drückt sich dies aus in der häufigen Verwendung eines stark eingreifenden Kommentars.
Die Begegnung der Frauen hinter der Kamera mit den Frauen vor der Kamera möchte ich als eine Begegnung in Sympathie (Mit-leiden) charakterisieren. Die Au-

---

«Rundschau-Dokument» preisgekrönt

Am 20. Internationalen Fernsehfestival von *Monte Carlo,* das vom 21. Januar bis zum 9. Februar stattgefunden hat, ist das Fernsehen DRS für das «Rundschau-Dokument» «El Salvador – der Erzbischof ist subversiv» von Otto C. Honegger und Oswald Iten (Kamera: Ruedi Werner, Ton: Charles Bögli) mit dem Prix UNDA («Silberne Taube») ausgezeichnet worden. Der Preis gilt einem Werk, das, wie es in der Lobrede heisst, «dem Geist der Arbeit der Internationalen Katholischen Gesellschaft für Radio und Fernsehen entspricht». Im Rahmen einer Zeremonie in Monte Carlo nahm «Rundschau»-Chef Jean-Paul Rüttimann den Preis für das Fernsehen DRS entgegen.

torinnen sind interessierte Zuhörerinnen. Als engagiert Betroffene stellen sie Fragen, die bei den Porträtierten Antworten evozieren, die so die meisten Frauen wahrscheinlich noch nie gegeben haben. Das Interesse an ihnen macht ihre Gestalt schön. Ihre Selbstdarstellung wird zum Ausdruck des Selbstwertes. Im Gegensatz zum verkehrten Bild der Frau am Fernsehen, liegt die Existenzberechtigung der porträtierten Frauen in ihnen selbst und in dem, was sie aus sich heraus schaffen. Damit gehen die meisten Porträts darüber hinaus, bloss die Benachteiligung der Frauen im Berufsleben aufzuzeigen. Die meisten Filme geben ein beredtes Zeugnis, wie die Frauen mit eben dieser Situation der Benachteiligung umgegangen, fertiggeworden sind.
Bei der Montage können die Autorinnen in ihrer Interpretation dann weitgehend dem formulierten Selbstverständnis der Porträtierten folgen. Der entscheidende interpretative Eingriff geschah in der Art der Begegnung vor und während des Drehens. Diese Sympathie wird bei der Montage selbst dann durchgehalten, wenn die Interpretation der Autorin vom Selbstverständnis der Porträtierten abhebt.
Ein gutes Beispiel für diese schwesterliche Solidarität ist das Porträt *«Ich habe schwere Zeiten gehabt»* über Albertine Nussbaum (ausgestrahlt am 7. Januar). Die Autorinnen Annette Frei und Sylvia Kubli lassen die ehemalige Putzfrau von ihren schweren Erfahrungen erzählen. Frau Nussbaumer formuliert ohne Vorwurf. Und doch verdichten sich ihre Aussagen zu einer Anklage gegen ihre soziale Umwelt, gegen unsere gesellschaftliche Wirklichkeit, die eine Frau solchen Schwierigkeiten aussetzt. Spuren von Verletzungen sind zurückgeblieben: auf den Händen, im Gesicht, in einigen ihrer Beziehungen sind Verhärtungen angedeutet. Doch die menschliche Wärme, das solidarische Interesse an Frau Nussbaum bleibt bestehen, auch am Ende des Films noch, wo die Interpretation des Films vom Selbstverständnis der Putzfrau Abstand nimmt: Nach ihrer Pensionierung geniesst Frau Nussbaum das Leben und gönnt sich jedes Jahr eine Kreuzfahrt. Diese für Frau Nussbaum wichtige Erholung kann allerdings nicht die Lösung des Films sein. Für die Autorinnen hebt das bescheidene Glück im Alter der Frau Nussbaum die schweren Zeiten von vorher nicht auf.

Zur Auswahl der Porträtierten

Aufs Ganze gesehen ist mit dieser Reihe ein lebendiger und interessanter Querschnitt durch die Berufsarbeit der Frauen in der Schweiz entstanden. Die Porträts repräsentieren verschiedene historisch gewordene Modelle von Frauenarbeit, wie sie in unserer komplexen Industriegesellschaft heute nebeneinander bestehen (vgl. die Bemerkungen zur Geschichte der Frauenbewegung im ZOOM-FB 5/80, Seite 2–3).
Die Bäuerin steht für die vorindustrielle Organisationsform, welche die Trennung von Berufs- und Hausarbeit nicht kennt. Zwar gibt es auch hier die Rollenaufteilung von Mann und Frau. Doch sind die Aufgaben im familiären Bereich noch vielfältiger. Mit Fug und Recht fühlt sich die Bäuerin «mindestens so viel wie er». Sie trägt mit ihrer Arbeit direkt zum Lebensunterhalt der Familie bei (arbeitet im Stall und auf dem Feld, besorgt den Garten zur Selbstversorgung der Familie, konserviert Lebensmittel).
Im industriellen Zeitalter hat der Anteil der Bauern im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung ständig abgenommen. Diejenigen, die auf dem Hof nicht mehr ernährt werden konnten, wanderten in die Industrie ab, Frauen vorallem in den rasch wachsenden Dienstleistungssektor. Wegen der geringen Ausbildung und wegen der deshalb niedrigen Löhne der Männer mussten auch die Frauen ausserhalb der Familie teilweise oder ganz der Berufsarbeit nachgehen (Zimmermädchen). Fiel der Mann als Ernährer aus (Arbeitsunfall, Scheidung usw.), so musste in der isolierten Kleinfamilie die Frau allein für den Lebensunterhalt aufkommen (Putzfrau).
Mit dem durch die industrielle Arbeit erwirtschafteten gesellschaftlichen Reichtum

Titel, Autorinnen und Ausstrahlungstermine der Sendungen

«Ich habe schwere Zeiten gehabt» – Albertine Nussbaum, Putzfrau; von Annette Frei und Sylvia Kubli; 7. Januar. – *«Ich bin von meiner Mutter geprägt»* – Helen Stahel, Lehrerin für Krankenpflege; von Marlet Schaake; 4. Februar. – *«Ich werde fertig damit, weil ich will und weil ich muss»* – Anne Roniger, Sekretärin; von Beatrice Gerwig; 18. Februar. – *«Das nächste Mal würde ich mich wehren»* – Lotti Stricker, Filialleiterin; von Barbara Bosshard; 3. März. – *«Wir arbeiten für Geld»* – Kata Aničić, Zimmermädchen; von Laure Wyss und Ellen Steiner; 17. März. – *«Ich fühle mich mindestens so viel wie er»* – Erna Brunner, Bäuerin; von Bettina Heintz und Marlet Schaake; 31. März.

setzte sich zuerst in den oberen, dann aber auch in den unteren Schichten die strenge Trennung zwischen Berufsarbeit des Mannes und der Hausarbeit der Frau durch. Gerade aber weil der familiäre Bereich in seinen Funktionen immer mehr durch die gesellschaftliche Sphäre beschnitten wurde (Krankenpflege und Erziehungsaufgaben wurden zum Teil ausgegliedert), verlor die Hausarbeit an Attraktivität und gesellschaftlicher Anerkennung. – Hier muss zwar der Entscheid der Gruppe mit den Autorinnen und dem Redaktor akzeptiert werden, wonach diese auf die Darstellung der Hausfrauenarbeit verzichteten, weil dafür ohnehin zwei oder sogar mehrere Porträts notwendig gewesen wären. Auf der andern Seite wird mit diesem Weglassen die Diskriminierung der Hausarbeit als gesellschaftliche Arbeit fortgeführt. Doch vielleicht bedeutet diese redaktionelle Entscheidung nur, dass die Reihe im nächsten Jahr fortgesetzt wird: «Hausfrauen im Alltag»?
Schon früh haben sich Frauen gegen die Aufteilung in der Berufswelt und familiären Bereich gewehrt. Gerade auch die bürgerliche Frauenbewegung kämpfte für das Recht auf eine berufliche Ausbildung der Frau. In der Fernsehreihe haben denn auch die Lehrschwester, die Filialleiterin und die Sekretärin einen Beruf erlernt. Die Krankenschwester bekommt jedoch die Konzentration ihrer Kräfte auf die Verwirklichung im Beruf negativ zu spüren (Widerstand von Zuhause, Isolation im Privaten). Für die Filialleiterin und die Sekretärin war es selbstverständlich, dass sie mit der Heirat ihren Beruf aufgaben. Erst als ihre Ehen geschieden wurden, gingen beide nach jahrelangem Unterbruch wieder ihrer Berufstätigkeit nach.
Zur Auswahl könnte kritisch eingewendet werden, dass bei allen porträtierten Frauen die ökonomische Notwendigkeit als der primäre Grund für die Berufsarbeit der Frauen angegeben wurde; oder dass die in letzter Zeit vor allem die bei Frauen zunehmende Teilzeitarbeit in den sechs Filmen nicht als Möglichkeit aufschien. In Anbetracht des ver-rückenden Bildes, das diese Serie im Gegensatz zum üblichen, schrägen Bild der Frau im Fernsehen geschaffen hat, scheinen mir diese Einwände jedoch nebensächlich. Inbezug auf das Bild der Frau ist der Rückstand des Fernsehens gegenüber den eingetretenen sozialen Veränderungen in dieser Reihe grundsätzlich aufgearbeitet.

Matthias Loretan

Visodata 80

fd. In München findet zum vierten Mal die «Visodata» statt, eine Messe, «die sich mit wissenschaftlichem Anspruch und mit Blick auf die Erfordernisse einer modernen Bildungspraxis und Informationsvermittlung allen Aspekten der audiovisuellen Medien und der Datenverarbeitung öffnet». Eine Abteilung ist die Fachausstellung, die einen umfassenden Überblick über das aktuelle Marktangebot an audiovisueller Hard- und Software bietet. Termin: 10. bis 14. Juni, Informationen: Visodata, Postfach 121009, 8000 München 12.

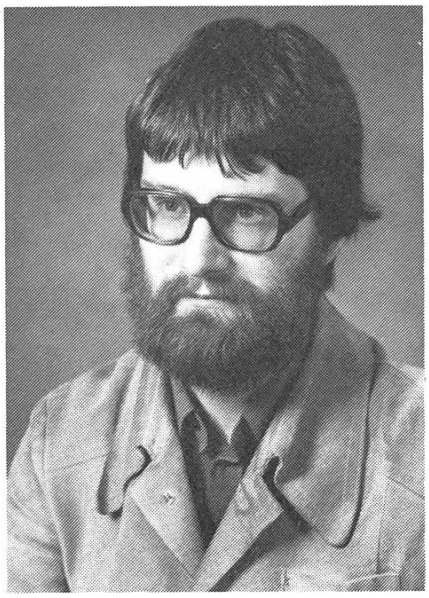
«Wir» in den Mittelpunkt rücken

Zur ersten Ausgabe der «Telebühne» («Wir und die Juden», «Andorra» von Max Frisch) im Fernsehen DRS

Mit der neugeschaffenen, aus der *«Telearena»* herausentwickelten *«Telebühne»* ist es ähnlich wie mit der neuen Tagesschau: Beide Sendungen sollten, weil ihre alte Form die Verantwortlichen aus mehr und weniger verständlichen Gründen nicht mehr zufriedenstellte, verbessert werden. Beide Sendungen bewegen sich jetzt aber irgendwo zwischen der alten, bewährten Form und den Vorstellungen, die sich die Verantwortlichen von einer neuen Form machen. Beide Sendungen sind, wie sie sich jetzt präsentieren, unfertig. Das ist einerseits zwar recht ermüdend, andererseits jedoch ein Zeichen dafür, dass man sich auch im Fernsehen darum bemüht, das in den letzten Jahren schnell angewachsene Misstrauen gegenüber dieser Bilderfabrik durch eigene Anstrengungen aufzufangen. Wohin diese Suche des Fernsehens nach neuen Formen führt, wie weit die Produzenten bereit sind, ihre eigene Arbeit wirklich zu hinterfragen, wird sich weisen. Auch die Frage, ob die Produktionsbedingungen eine andere Arbeitsweise als die heute übliche überhaupt zulassen, wird erst noch zu beantworten sein. Von der ersten Ausgabe der *«Telebühne»* zu reden, heisst also, von der misslungenen Verbesserung einer einst erfolgreichen Sendung zu reden, mit dem Gedanken aber, dass die Erfolgssendung Grenzen erreicht hatte, die eine Korrektur ihres Konzepts unumgänglich machten.
Formal vermochte diese erste Ausgabe der *«Telebühne»* ganz und gar nicht zu überzeugen. Auch wenn man ein Theaterstück eigentlich nur dazu braucht, eine Diskussion anzuregen, ist es auf die Dauer ungeheuer mühsam, wenn dieses noch

---

Neuer Fernsehbeauftragter der reformierten Kirchen



frf. Zum neuen Fernsehbeauftragten der evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz hat der Vorstand der Vereinigung für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeiten (Vereinigung FRF) Pfarrer Urs Meier (St. Gallen) gewählt.

Pfarrer Urs Meier ist 1947 geboren und hat die Schulen in Winterthur besucht. An der dortigen kantonalen Lehramtsschule hat er die Maturität, Typus C, bestanden und hernach an der Universität Zürich das Studium in Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte aufgenommen. Er wechselte dann an die evangelisch-theologische Fakultät, wo er hauptsächlich durch die Professoren Arthur Rich und Eberhard Jüngel entscheidende Impulse empfing. Nach Abschluss des Theologiestudiums und eines Teampraktikums in der Kirchgemeinde Illnau-Effretikon wurde Pfarrer Meier 1972 an die Kirchgemeinde St. Gallen-Tablat gewählt. Hier betätigt er sich in einem Neusiedlungsgebiet in einer ökumenischen Aufbauarbeit. Seit vier Jahren verfügt diese Kirchgemeinde über ein ökumenisches Gemeindezentrum. Ein Schwerpunkt in der Tätigkeit von Pfarrer Meier bildet die evangelische Erwachsenenbildung auf der Ebene der Gemeinde und der Landeskirche. Gegenwärtig befasst er sich intensiv mit dem Medien-Verbundprojekt «Warum Christen glauben», das im Herbst im Fernsehen DRS ausgestrahlt wird. Er ist Präsident der Arbeitsgemeinschaft für kirchliche Schulung der St. Galler Kirche. Sein Amtsantritt als Fernsehbeauftragter wird im Herbst 1980 erfolgen.

und noch unterbrochen wird. Diese Unterbrücke verhindern, dass sich das im Stück Gezeigte auf die Zuschauer überträgt. Das Stück bleibt so ein Gebrauchsgegenstand, zu dem man nur schwer eine ganz persönliche Beziehung schaffen kann. Damit bleibt auch aus, was gerade ein Stück wie «Andorra» provozieren könnte: die eigene Betroffenheit. Ohne diese aber wird es schwierig, über ein Thema zu reden, dessen Behandlung bei jedem selber anfangen sollte. Die Folgen dieser Distanz wurden dann in der Diskussion auch sehr deutlich: Da überwogen die zumeist eher unpersönlichen Erklärungen, Privates fehlte – abgesehen von ein paar Erlebnisberichten – fast ganz. Es ist zwar zu verstehen, dass man ein Stück, um die Sendung nicht entzweizuschneiden, unterbrechen und das eben Behandelte ins Publikum hinaustragen möchte. Dann aber muss das Stück, meiner Ansicht nach, so geteilt werden, dass jeder einzelne Teil für sich wieder ein Ganzes ergibt. Dies jedoch würde heissen, dass die Freiheit des Spielverderbers der jetzt das Stück nach Lust und Laune unterbrechen kann, wieder eingeengt wird. Das könnte der Sendung nur nützen.

Der Spielverderber, das hat man schon in der *«Telearena»* sehen können, ist eine theoretisch zwar richtige, letztlich aber doch unbrauchbare Figur. Die Provokationen von Max Schmid, der nun wirklich kein Blatt vor den Mund nahm, zündeten nicht, jedenfalls nicht im Studio. Die Reaktionen von Zuschauern, die, weil sie glaubten, des Spielverderbers Sprüche seien ernst gemeint, erbost ins Studio telephonierten, blieben ja ohne Einfluss auf die Studiodiskussion, sie zeigten höchstens, wie unaufmerksam Fernseh-Zuschauer sein können; denn es wurde mehrmals festgehalten, dass der Spielverderber nicht seine persönliche Meinung vertrete, sondern mehr als eine Art treibende Kraft für die Diskussion auftrete. Was aber einige Zuschauer vor dem Bildschirm nicht ganz mitbekommen haben, war den im Studio Anwesenden völlig klar, sie haben den Spielverderber als das genommen, was er war: als Kunstfigur. Man konnte das auf den Bildern sehr gut sehen, die Nachbarn des Spielverderbers haben, wenn er wieder irgendeine Unverschämtheit von sich gegeben hat, überhaupt nicht reagiert – sie haben das Spiel nicht mitgemacht.

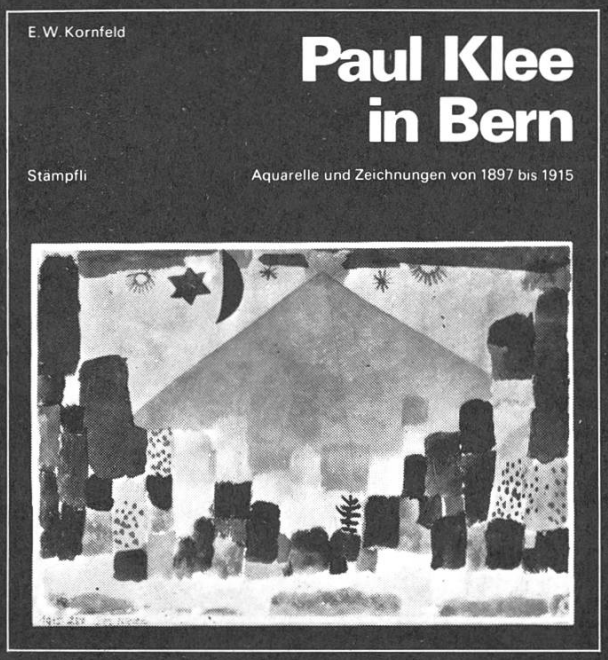
So blieb es dem Moderator Andreas Blum überlassen, die Diskussion, oder genauer: den Austausch von Erklärungen, voranzutreiben. Er hat das nicht schlecht gemacht, obschon er ab und zu durch Aussprüche wie «das müssen wir zu einem späteren Zeitpunkt diskutieren» eher hemmend wirkte. Andererseits scheute er sich nicht, bei Monologen aus dem Publikum oder bei eindeutigen Abweichungen vom besprochenen Thema einzugreifen.

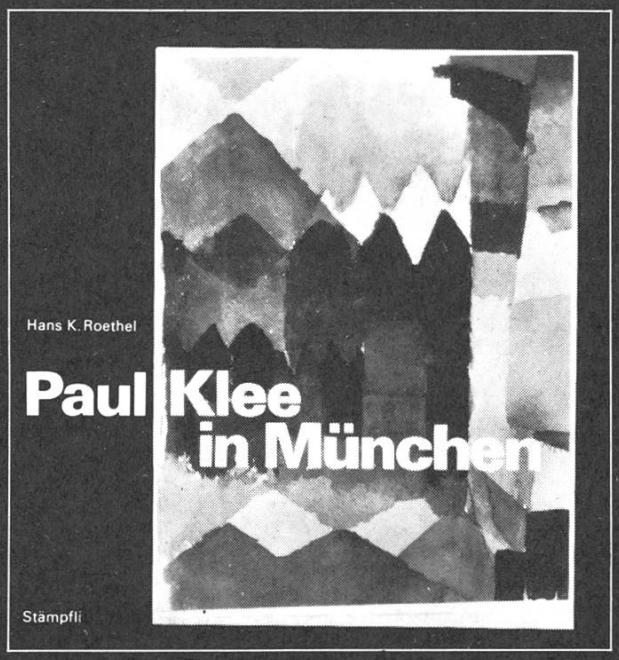
Zum Thema oder besser zu den Themen der *«Telebühne»* in diesem Jahr: Über Andersartige soll gesprochen werden, über Minderheiten, über Randfiguren unserer Gesellschaft. Damit nimmt die *«Telebühne»* ein Thema auf, das – für den Film etwa oder die Literatur und die bildende Kunst – ein Thema der siebziger Jahre war und unterdessen geradezu zu einem Modethema geworden ist. Der neue Schweizer Film beispielsweise hat sich mit einer Ausführlichkeit, die kaum mehr zu überbieten ist, den Randgruppen gewidmet. Es stellt sich darum die Frage, ob es wirklich nötig ist, nun auch noch in einer Fernsehsendung, die zu den meistgeschauten unter den nicht nur unterhaltenden Sendungen gehört, von denen zu reden, die nicht sind, wie «wir» sind. Wäre es nicht endlich an der Zeit, «wir» in den Mittelpunkt zu rükken, also von der Mehrheit zu reden, die Mehrheit über sich selber reden zu lassen. Denn die Aussenseiter sind, das muss man schon sehen, auch eine günstige Gelegenheit, nicht von sich selber sprechen zu müssen, oder anders gesagt, eine Toleranz vorzutäuschen, wo vielleicht gar keine ist. Es ist nämlich viel leichter, über die Beziehung zu Juden zu reden, als über jene zu den eigenen Nachbarn. Wenn einer von seinem Verhältnis zu Juden redet, muss er nicht unbedingt von sich selber reden. Wenn er hingegen von seinem Verhältnis zu den Nachbarn oder zu seinem Chef und zu seinen Arbeitskollegen redet, bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als sich selber in die Diskussion einzubringen.

Bernhard Giger

AZ
3000 Bern 1

Zwei Bücher, die uns den Menschen und den Maler Paul Klee näherbringen





Eberhard W. Kornfeld
Paul Klee in Bern
Aquarelle und Zeichnungen 1897–1915. 2., erweiterte und überarbeitete Auflage, 88 Seiten, 8 farbige und 30 schwarzweisse Abbildungen, 4 Photos, lam. Pappband, Fr. 38.–

Hans Konrad Roethel
Paul Klee in München
140 Seiten, 12 farbige und 41 schwarzweisse Abbildungen, 6 Photos, laminierter Pappband, Fr. 45.–

Geschenkkassette: Beide Bücher in farbig bedruckter Geschenkkassette, Fr. 78.–

In allen Buchhandlungen erhältlich

Verlag Stämpfli & Cie AG Bern